

Als er wenig später seine Wohnung betrat, fiel sein erster Blick auf die Küchentür, wo das Bild des Mannes befestigt war. Dessen weit aufgerissene Augen schienen mit einem Mal nicht mehr in die Ferne zu blicken. Sie ruhten beinahe wohlwollend auf ihm, oder irrte er sich?

»Ja, da staunst du, was?«, sagte er und kicherte. Aus der Küchenschublade nahm er den roten Filzschreiber und setzte einen geraden, senkrechten Strich an den unteren Rand des Posters.

Dann zog er sich aus, warf sein blutbespritztes T-Shirt und die Jeans, in deren Taschen die blutigen dünnen Gummihandschuhe steckten, in einen bereitstehenden Plastiksack und stellte sich unter die Dusche. Er wusch sich gründlich, wobei er noch einmal das Geschehen in der Wohnung der Schlampe an seinem inneren Auge vorbeiziehen ließ.

Es war wie ein Rausch. Eine riesige Explosion in seinem Körper und in seinem Kopf. Stark war er und unbezwingbar. Endlich gab es etwas in seinem bisher so durchschnittlichen und ereignisarmen Leben, das ihm wirklich Spaß bereitete, Lust und Befriedigung verschaffte.

Das war sein letzter Gedanke, bevor er wenig später in einen tiefen, traumlosen Schlaf fiel.

2. KAPITEL

In der Brûlerie an der Place des Vosges drängten sich die Gäste. Sämtliche Stehtische waren besetzt, und Francine Dalzon arbeitete auf Hochtouren an der Espressomaschine.

»Ah, Guten Morgen, Commissaire!«, rief sie mit hochrotem Kopf, als LaBréa eintrat.

»Die Mädchen sind noch oben. Wie spät ist es denn?« Mit Schwung stellte sie drei dampfende Espressotassen auf ein Tablett und ging zu einem der Tische, an dem sich drei junge Frauen angeregt unterhielten. Verkäuferinnen oder Sekretärinnen, deren Arbeitstag bald begann.

LaBréa winkte beruhigend ab. »Erst kurz nach acht«, erwiderte er. »Es ist also noch Zeit.«

»Sie nehmen doch sicher auch einen Kaffee?«

»Sehr gern.«

»Stark und schwarz wie immer?«

»Ja bitte.«

Francine Dalzon lachte ihr unbekümmertes Lachen, das sie jünger erscheinen ließ, als sie war. Sie kassierte bei einem Mann undefinierbaren Alters, der aussah wie ein Finanzbeamter, und räumte seine Tasse ab.

»Soll ich Jenny rufen?«, warf sie LaBréa über die Schulter zu, als sie zurück zum Tresen ging.

»Nicht nötig. Ich warte hier auf sie.«

Sein Handy klingelte. LaBréa fingerte es aus der Tasche seines Trenchs.

»Ja, hallo?«

Es war Franck Zechira, einer von LaBréas Mitarbeitern. Seine Stimme klang ungewohnt aufgeregt, und LaBréa hörte einen Moment lang schweigend zu.

»Ich komme sofort«, sagte er schließlich. »Welche Hausnummer? Aha. Das gibt's doch nicht. So was ist kein Zufall. Wissen Jean-Marc und Claudine schon Bescheid? Gut, umso besser. Ich bin jetzt an der Place des Vosges und komme zu Fuß, ist ja gleich um die Ecke.«

LaBréa schaltete sein Handy aus, steckte es in die Manteltasche und ging mit großen Schritten auf den Ausgang zu. Erstaunt blickte Francine Dalzon ihn an.

»Ich muss leider sofort weg, Madame Dalzon. Sagen Sie Jenny bitte, ich rufe sie nachher in ihrer Pause an.« Er legte seine Hand auf die Türklinke.

»Und Ihr Kaffee?« Es klang ein wenig gekränkt.

»Das nächste Mal, tut mir leid. Heute muss es der staatseigene Kaffeeautomat tun. Wiedersehen, Madame Dalzon.«

»Wiedersehen, Commissaire.«

Durch die Rue du Pas de la Mule und die Rue des Tournelles gelangte er zur Place de la Bastille. In seinem Kopf überschlugen sich die Gedanken. Der Tatort lag nur wenige Meter von der Wohnung entfernt, in der Marie Ousbane in der Nacht von Sonntag auf Montag ermordet worden war. Dieselbe Straße. Und nach dem, was Franck ihm in kurzen Worten berichtet hatte, derselbe Modus Operandi. Am Tatort das gleiche Blatt Papier mit der Zeichnung, die gleiche Inszenierung. Der Täter hatte zum zweiten Mal zugeschlagen.

Gleich darauf bog LaBréa in die Rue Beausire ein. Wie beim Mord an Marie Ousbane versperren Polizeiwagen die Zufahrt. Soeben parkte Claudine Millot ihren VW Polo in der Reihe der Fahrzeuge. LaBréa begrüßte seine Mitarbeiterin knapp, dann eilten beide zum Haus Nummer 5. Im Hausflur begegnete ihnen Franck Zechira, der sie mit den Fakten vertraut machte.

»Im ersten Stock, Chef. Das Opfer heißt Annabelle Villeron, zweiundzwanzig Jahre alt, Studentin der Medizin. Wohnte allein hier. Stammt aus einem kleinen Ort im Périgord.«

»Wer hat sie gefunden?«, fragte LaBréa und stieg die Treppe zum ersten Stock hoch. Franck und Claudine folgten ihm.

»Eine Kommilitonin«, erwiderte Franck. »Laura Klein. Sie kam heute Morgen kurz vor halb acht hierher, weil die beiden für eine Prüfung lernen wollten. Als sich auf ihr Klingeln niemand meldete, wollte sie wieder gehen. Dann entdeckte sie den Schlüssel neben der Fußmatte.«

»Verdammter Mist, wie bei Marie Ousbane«, bemerkte LaBréa. »Der Mörder verlässt nach der Tat in aller Seelenruhe die Wohnung und legt den Schlüssel sichtbar vor die Tür, damit man das Opfer möglichst bald findet und sein Werk bestaunen kann.«

»Der spielt mit uns. Er hält sich für besonders schlau und für absolut unangreifbar«, warf Claudine ein. »Dieser Dreckskerl!«

»Der Paradiesvogel nimmt gerade die Aussage der Frau zu Protokoll.« Paradiesvogel war der Spitzname für den jüngsten Mitarbeiter der Abteilung, Leutnant Jean-Marc Lagarde, der ein Faible für bunte und flippige Kleidung hatte.

»Sie steht ziemlich unter Schock«, fuhr Franck fort. »Was verständlich ist, wie Sie gleich sehen werden, Chef. Kein schöner Anblick. Aber irgendwie doch schon beinahe vertraut.« Es sollte ironisch klingen. »Wenn Sie mit der Zeugin sprechen wollen, die beiden sitzen im Café *Le Bastille*, gleich um die Ecke.«

»Und die Hausbewohner?«

»Niemand hat etwas gehört oder gesehen.« Franck strich sich nervös über sein Oberlippenbärtchen. »Hier wohnen sechs Mietparteien. Vielleicht hat sie den Kerl ja gekannt und in die Wohnung gelassen. Da hat er ihr dann den Mund zugeklebt, damit keiner was hört.«

»Er kann sie genauso gut vor dem Haus abgepasst haben«, warf Claudine Millot ein. »Dann hat er ihr das Messer an die Kehle gesetzt und sie gezwungen, ihn mit nach oben zu nehmen.«

»Es ist noch zu früh für Spekulationen«, mahnte LaBréa.

»Ach ja, und dann das hier, Chef. Ich sagte es ja bereits vorhin am Telefon. Es lag auf dem Fußboden, direkt hinter der Wohnungstür. Das Gleiche wie am Sonnabend.« Franck reichte LaBréa ein DIN-A4-großes Stück Papier, das er in eine Plastikhülle gesteckt hatte.

LaBréa betrachtete es. Eine Fotokopie derselben, offenbar mit einem dicken Filzstift angefertigten Zeichnung, die in der Wohnung von Marie Ousbane gefunden worden war. Der Umriss eines menschlichen Fußes. Ein Fuß, dessen zweiter Zeh größer war als der große Zeh. Ein »ägyptischer« Fuß.

Claudine sah LaBréa mit großen Augen an.

»Denken wir jetzt alle dasselbe?«, fragte sie.

»Ich glaube schon«, sagte LaBréa mehr zu sich selbst. »Vor zwei Tagen bin ich noch nicht darauf gekommen. Besser gesagt, ich habe den Gedanken verdrängt. Aber jetzt, nach dem zweiten Mord ...«

Sie waren im ersten Stock angelangt. Die kleine Ein-Zimmer-Wohnung von Annabelle Villeron wirkte sauber und penibel aufgeräumt. Bis auf das Bett, das in einer Ecke unter dem Fenster stand. Dort bot sich ein grauenhafter Anblick. Das Opfer lag auf dem Rücken in einer riesigen Blutlache; das Blut in Laken und Matratze gedrunken. Hände und Füße waren mit Klebeband am Kopf- und Fußteil des Bettes fixiert, wobei die Beine weit gespreizt waren. Den Mund des Opfers hatte der Täter mit einer dicken Schicht Leukoplast verklebt. Die Frau war vollkommen nackt. Der Körper wies zahllose Hämatome auf. Die Nase war geschwollen und schien gebrochen zu sein. Annabelle Villerons Kehle wies mehrere Stichwunden auf.

Trotz der schrecklichen Entstellungen im Gesicht konnte LaBréa sehen, dass das Opfer eine hübsche, um nicht zu sagen außergewöhnlich hübsche junge Frau gewesen sein musste. Dicht gewachsene, geschwungene Augenbrauen gaben ihren Zügen etwas Stolz und Kraftvolles. Die dunklen Augen waren groß und mandelförmig. LaBréas Blick wanderte zur unteren Körperhälfte des Opfers. Im Vaginalbereich sah er schwere Verletzungen. Schamhaare und Oberschenkel waren blutverschmiert. LaBréa kämpfte gegen die Übelkeit an, die erneut in ihm aufstieg.

Der Fotograf hatte seine Arbeit beendet. Er sah aus, als müsse er sich jeden Augenblick übergeben. Er zog den Chip aus seiner Digitalkamera, überreichte ihn Franck und verließ eilig den Tatort.

Brigitte Foucart, die Gerichtsmedizinerin, kniete neben dem Bett. Als sie LaBréa bemerkte, schüttelte sie den Kopf.

»Der Kerl muss regelrecht ausgerastet sein. Genau wie bei der anderen. Vier Stiche allein in die Halsschlagader. Weitere in beide Brüste. Hier. Sie ist geradezu ausgeblutet. Daher sind auch die Totenflecken nur blassrosa.«

LaBréa beugte sich vor. Er sah mehrere Stichwunden im Bereich der Brust, zwei direkt in den Brustwarzen.

»Es gibt, zumindest auf den ersten Blick, keinen Zweifel.« Brigitte Foucart erhob sich und strich ihre Schutzkleidung glatt. »Alles ist genauso wie vor zwei Tagen bei Marie Ousbane. Wenn du mich fragst, Maurice, fängt hier gerade einer an, sich in ganz großem Stil auszutoben. Die Kleine ist sicher nicht die Letzte.« Voller Abscheu verzog Brigitte

Foucart ihren Mund. »Dieses sadistische Schwein! Vier Stiche direkt in die Vagina. Sollte diese Frau noch gelebt haben, als er zustach, muss sie wahnsinnig gelitten haben. Ob sie vergewaltigt wurde wie die andere, kann ich erst nach der Autopsie sagen. Aber ich würde jede Wette darauf eingehen.«

Brigitte erhob sich, gab LaBréa ein Zeichen, und sie gingen einige Schritte beiseite.

»Ich weiß nicht, ob es bei dir auch ›klick!‹ gemacht hat.« Brigitte sah ihn forschend an.

»Schon vorgestern bei Marie Ousbane hatte ich so ein komisches Gefühl. Du warst ja damals Ende der Neunziger in Marseille, aber es hat sich bestimmt bis zu euch herumgesprochen. Außerdem hat die Presse ja ausführlich darüber berichtet.«

LaBréa nickte. »Du meinst Guy Georges? Ja, natürlich. Der Abdruck des ägyptischen Fußes. Vorgestern ist es mir nicht eingefallen.«

»Ja«, bestätigte die Gerichtsmedizinerin. »Und die Messerstiche. Die Art der Fesselung. Wer immer das hier getan hat, ist ein klassischer Copycat. Nur das mit der Unterwäsche ist anders. Vielleicht hat er sie mitgenommen?!«

LaBréa musste Brigitte Foucart recht geben. Der Modus Operandi der beiden Morde war dem von Guy Georges sehr ähnlich. Fieberhaft dachte er nach. War es 1998 oder 99 gewesen, dass man Georges geschnappt hatte? Eine beispiellose Aneinanderreihung von Pannen und Versäumnissen seitens der verschiedenen Polizeidienste war der Verhaftung vorangegangen. Heute saß Guy Georges in Fleury oder Fresnes in Haft.

Auch Georges hatte die meisten seiner Opfer im Viertel rund um die Bastille gesucht, das hatte ihm in der Presse den Beinamen »Die Bestie von der Bastille« eingebracht. Bei einem seiner Morde musste er aus irgendeinem Grund barfuß gewesen sein, denn im Blut des Opfers wurde der Abdruck seines Fußes gefunden. Der Abdruck eines »ägyptischen« Fußes.

Wenn der Mörder von Marie Ousbane und Annabelle Villeron ein Nachahmungstäter war und sich Guy Georges zum Vorbild genommen hatte, dann konnte das nur bedeuten ... LaBréa wagte den Gedanken nicht zu Ende zu denken.

»Der Todeszeitpunkt, Brigitte. Was schätzt du?«

»Als ich kurz nach acht hier am Tatort eintraf, war die Totenstarre noch nicht vollständig ausgebildet. Das Mädchen kann demnach nicht länger als sechs, höchstens acht Stunden tot sein. Dafür spricht auch, dass ihre Körpertemperatur 30 Grad betrug. Das Opfer war unbekleidet, die Zimmertemperatur hier im Raum ist eher niedrig. Die Körpertemperatur einer Leiche verringert sich um etwa ein Grad pro Stunde, also liege ich mit meiner Einschätzung von sechs bis acht Stunden wohl in etwa richtig.«

LaBréa rechnete nach.

»Das würde bedeuten, dass sie letzte Nacht irgendwann zwischen eins und drei gestorben ist.«

»Genauer sage ich dir nach der Sektion, Maurice.«

»Wann bekomme ich deinen Bericht?«

»Ich denke, ich kann ihn dir am Nachmittag rüberfaxen.«

Brigitte Foucart ordnete an, den Leichnam wegzuschaffen. Beim Anblick des blutüberströmten Opfers wurde einem der Männer schlecht, und er lief ins Treppenhaus. Erst nach einigen Minuten war er in der Lage, seinen Job zu erledigen.